



## Im Land der verbotenen Bücher

*Der Riss durch die amerikanische Gesellschaft zeigt sich kaum irgendwo so deutlich wie in den School Boards. Die Eltern streiten dort nicht nur über die Lektüre ihrer Kinder, sondern auch darüber, wie sie leben wollen. Über die Spaltung einer Kleinstadt, die erahnen lässt, was die USA im Wahljahr erwartet.*

Von Josef Wirmshofer, Süddeutsche Zeitung, 11.05.2024

Es liegt ein Versprechen über dem Abend, wenn auch kein gutes. Die Besucher spüren es, ein Auto nach dem anderen rollt auf den Parkplatz, die Schlange vor dem Eingang wächst. Eine kleine Halle am Rand einer kleinen Stadt, ihr Name ist Doylestown. Einmal im Monat kommen sie hier zusammen, die Mütter und die Väter, und wenn es ernst wird, auch die Schüler. Einmal im Monat trifft sich hier das School Board, beschließt Lehrerfortbildungen oder berät über das Budget im Schulbezirk. Unspektakulärer geht's eigentlich nicht, zumindest früher war es so. Jetzt ist es anders. Jetzt steht vorne in der Schlange ein Kameramann, er wird für eine Doku filmen, was gleich zur Aufführung kommt. Auch Polizisten postieren sich, sie wachen über die Anwesenden. Es ist nicht lange her, da soll hier ein Typ mit einer Knarre aufgekreuzt sein.

Katherine Semisch ist früh dran, sie wartet schon seit kurz vor sechs. Es geht zwar erst um sieben los, doch seit ihre Gemeinde so zerstritten ist, sind die besten Plätze schnell weg. Ein Leben lang war Semisch Lehrerin, 27 Jahre davon unterrichtete sie in Doylestown. Als das School Board nach ihrer Pensionierung begann, einzelne Bücher zu verbieten, begann Semisch, sich einzumischen.

Vonna DeArmond würde gerne beten, auf der Wiese neben der Einfahrt. Menschen stehen dort, gesenkte Köpfe, gefaltete Hände. Der Gebetskreis trifft sich immer vor der Sitzung, DeArmond schafft es aber nicht, rechtzeitig hier zu sein. Sie hat drei Söhne, mehrere Jobs, was soll sie machen? Unter Biden, sagt sie, sei doch alles teurer geworden. Hauptsache, sie sitzt im Meeting. Abgehetzt, aber entschlossen.

Karen Smith gehört dem School Board seit Jahren an, die meiste Zeit für die Republikaner. Jetzt ist sie Demokratin, und sie weiß, dass sie achtgeben muss. Eine Wahl steht an, ein paar Wochen nur bis zu den *school board elections*. Ihre alte Partei lässt keine Gelegenheit aus, sie im Wahlkampf zu provozieren. Ihr kleine Fallen zu stellen.

Doreen Stratton hat es fast geschafft, sie ist gleich dran. Wer vor dem Board sprechen will, muss am Eingang seinen Namen in eine Liste eintragen. Stratton entstammt einer der wenigen schwarzen Familien in der Stadt, und sie hat eine wütende Rede vorbereitet. Hat das Board den Schulen doch schon Regenbogenfahnen verboten, wollen sie bald auch den Unterricht zur Sklaverei kürzen? Stratton umklammert ein großes, schweres Buch, „The History of Slavery and the Slave Trade“. Sie will es den Republikanern gleich unter die Nase halten.

Vor ihr trägt sich noch Tim Daly in die Rednerliste ein. Er hat einen Stapel Blätter mitgebracht, Ausdrucke, er wird der Gemeinde von Mails berichten, wird lauter werden, immer lauter. Dabei gehen seine Kinder hier gar nicht zur Schule. Er wohnt nicht mal im Bezirk, und manche fragen sich, warum er überhaupt kommt.

Es liegt also ein Versprechen über dem Abend. Eine Freundin flüstert es Katherine Semisch, der pensionierten Lehrerin, zu: „This is going to be such a shitshow.“

### **Das School Board Meeting**

Herbst 2023. Es ist ein Dienstagabend im Central Bucks School District, in Pennsylvania gelegen, im Osten der USA. Fast das ganze Land ist in solche Schulbezirke aufgeteilt, mehr als 13000, einem riesigen Mosaik gleich. Und jeder Bezirk hat sein School Board, ein Laiengremium, gewählt von den Bürgerinnen und Bürgern. Es bestimmt einen Vorsteher, der die Schulen beaufsichtigt. Es schreibt Richtlinien für den Unterricht. Es bewilligt neues Personal. Etwas unschmeichelhaft gesagt: Es spielt außerhalb des Bezirks keine Rolle. Eigentlich.

Denn in den vergangenen Jahren haben vor allem Republikaner und rechte Gruppen die School Boards neu für sich entdeckt. Haben es zur Strategie erkoren, ihren Einfluss dort zu mehren, wo sie nah an den Leuten sind. Wo sich der Zorn aufgebrachter Eltern zu Wählerstimmen destillieren lässt: an den Schulen. In den School Board Meetings wird der Kulturkampf seitdem so unversöhnlich gekämpft wie kaum sonst wo. Lehrerinnen und Marketing-Typen, Hausfrauen und

Rentner entzweien sich über den Fragen, die auch die große Politik entzweien. Wie viele Geschlechter gibt es? Wo beginnt Rassismus? Wie umgehen mit Minderheiten?

Wer also vorsichtig Temperatur messen will in einem Land, das sich im Herbst zum zweiten Mal zwischen Joe Biden und Donald Trump entscheidet, der sollte in die *communities* gehen. In die Vorstädte und Gemeinden, wo die Menschen darüber streiten, wie sie leben wollen. Denn die Großstädte Amerikas sind fest in demokratischer Hand, das Land in republikanischer. Die Wahl gewinnt nur, wer die Vorstädte auf seiner Seite hat. Und damit zurück nach Doylestown, hinein in den grell beleuchteten Sitzungssaal, wo die Besucher mittlerweile ihre Plätze eingenommen haben.

Es mag Zufall sein, an anderen Abenden saßen sie schon kreuz und quer. Heute aber wirkt es, als teilte der Mittelgang, einem stillen Einvernehmen folgend, den Raum in zwei Lager. Auf der linken Seite jene, die eher die Demokraten im Board unterstützen. Katherine Semisch sitzt dort, Doreen Stratton auch, ihr Buch auf dem Schoß. Auf der rechten Seite jene, die eher die Republikaner unterstützen. Vonna DeArmond sitzt dort, Tim Daly lehnt am Fenster, ernst sein Blick, seine Blätter griffbereit.

Vor ihnen, am Kopfende des Raums, sitzt das School Board. Sechs Republikaner, drei Demokraten. Und wann immer etwas abzustimmen ist, war das Ergebnis zuletzt: sechs zu drei. Für die Leute links des Mittelgangs ist es eine Mathematik der Ausgrenzung.

Seit Monaten streitet die Gemeinde über eine Richtlinie des Boards, nach der Bücher mit „sexualisiertem Inhalt“ aus den Schulbibliotheken verschwinden müssen. Zwei wurden schon verboten, mehr als sechzig sollen überprüft werden. Und die Sache ist: In vielen dieser Bücher geht es um queere Menschen oder um Rassismus. In „All Boys Aren’t Blue“ von George M. Johnson, der darin auch seine ersten sexuellen Erfahrungen beschreibt. In „The Bluest Eye“ der Nobelpreisträgerin Toni Morrison, die an einer Stelle die Vergewaltigung eines schwarzen Mädchens schildert. Die Republikaner setzten außerdem noch eine andere Richtlinie durch. Sie schreibt dem Schulpersonal vor, keine Fahnen oder Poster zu zeigen, die „parteiliche, politische oder sozialpolitische Themen“ unterstützen. Bedeutet für die Demokraten im Raum: keine Regenbogenfahnen.

Es ist kurz nach acht am Abend, das Meeting läuft seit einer Stunde, als ein älterer Herr ans Rednerpult tritt. Er klopft ans Mikrofon, check, check, das ist das Signal: Von jetzt an sprechen die Gemeindemitglieder.

Der ältere Herr, einst Lehrer, fängt an. Wie oft habe er erlebt, dass Schüler zu Schaden kamen. Schüler, die sich erschossen. Schüler, die an einer Überdosis starben. „Aber von den Tausenden Schülern, die ich kannte, kam kein einziger durch ein Buch zu Schaden.“ Eine Frau nach ihm hält die Gegenrede: Sie verstehe nicht, warum die Demokraten die Qualität der Bildung an Büchern bemessen, „die Minderjährigen erklären, wie man sich kreativ mit dem Anus beschäftigt“.

Doreen Stratton wartet ruhig auf ihren Auftritt. Sie hat alles sorgsam geplant. Wie sie vorne steht und über Sklaverei redet. Wie sie das Buch hochhält und alle es sehen. Aber erst warnt noch eine Rednerin davor, trans Mädchen am Sportunterricht für Mädchen teilnehmen zu lassen. Eine andere greift die Republikaner im Board an. Wie viel Geld es koste, all die Bücher überprüfen zu lassen. Tuscheln hinter ihr, die Frau dreht sich um: „Shut the fuck up!“ Johlen. Die Temperatur steigt.

Nur noch ein Redner vor Doreen Stratton. Sie sitzt da, ihr Buch auf dem Arm, ihre Wut im Bauch.

Tim Daly hat seine Ausdrücke dabei, er hat eine Demokratin des School Boards im Visier, eine Kollegin von Karen Smith. Er spricht von Mails, auf die er gestoßen sei. Sie habe Kontakt zu einer gemeinnützigen Organisation gehabt, ob sie die mitgegründet habe? Sie habe Kontakt zu Schülern gehabt, die zu Meetings kamen, ob sie deren Redebeiträge geschrieben habe? Er bewirft sie mit Fragen, Vorwürfen, ihr Ehemann sitzt im Publikum, Daly spricht lauter, verbissener, spricht von Rücktritt, Konsequenzen, falls sie irgendwas Illegales getan habe. Dann tritt er ab.

Endlich wird Doreen Stratton aufgerufen. Sie geht vor, legt ihr Buch aufs Pult, da kehrt Tim Daly noch mal um. Er steuert auf den Ehemann der Demokratin zu, „that’s for you, buddy“, und wirft ihm seine Blätter hin. Der Mann springt auf, reißt einen Stuhl in die Luft, als wollte er auf Daly losgehen. Eine Frau kreischt, Besucher gehen in Deckung. Eine Sitznachbarin nimmt dem Mann den Stuhl wieder ab, er läuft trotzdem weiter, bis ihn jemand zurückhält. Polizisten eilen herbei, sie begleiten Daly und den Ehemann hinaus. Das School Board zieht sich zurück. Chaos. Unklarheit. Abwarten.

Zehn Minuten später bricht das Board die öffentliche Diskussion ab. Keine Reden mehr, das Restprogramm wird abgspult. Doreen Stratton packt still ihr Buch ein.

Es ist das Ende eines amerikanischen Abends. Zurück bleiben eine gespaltene Gemeinde und die Frage, wie es weitergehen soll. In Doylestown. In den USA.

### **Super Americana**

Fast lächerlich, wie amerikanisch das alles ist. Katherine Semisch kann es manchmal selbst kaum glauben. Allein ihre alte Highschool, Central Bucks West. Sie steht davor und zeigt auf den Uhrturm, die Backsteinfassade, die Flagge, die über dem Vorplatz weht. „Sieht aus wie ein Filmset, oder?“ Am Memorial Day zieht die Parade hier vorbei. Marschmusik, Veteranen im offenen Wagen. Wie viel Amerika passt in eine Stadt?

Das School Board Meeting ist gerade ein paar Tage her. Katherine Semisch läuft die Court Street hoch, läuft den Weg ab, den sie nach der Schule immer nach Hause nahm. Eine Frau von 64 Jahren, sie war sofort begeistert, als sie Mitte der Achtziger hierherzog. Die alten Häuschen, die aussehen wie Keksdosen. Die mächtigen Eichen, die für sie wie Tempel sind.

Um die 8400 Menschen leben in Doylestown, fast 93 Prozent davon sind weiß. Wohlgenährte Mittelschicht. Viele der Bewohner pendeln nach Philadelphia, ein paar auch nach New York. Umgekehrt ziehen geschlauchte Großstädter gerne raus hier aufs Land. Sie bringen ihr Geld mit, und im Zweifel auch ihren Großstädterblick auf die Welt.

Katherine Semisch biegt jetzt in die Lafayette Street. Sie hat Englischsprachige Literatur unterrichtet, hat vor allem Zwölftklässlern gezeigt, was alles in Büchern steckt. Wie soll es William Butler Yeats mal gesagt haben, der alte Ire? Bildung heißt nicht, einen Eimer zu füllen, sondern ein Feuer anzuzünden. „Genau das wollte ich immer tun. Mit meinem Zippo und meinem Kerosin.“ Seit bald drei Jahren ist sie in Pension, und doch hockt sie in den School Board Meetings. Weil sie weiß, was in Gefahr ist.

Es war im Sommer 2022, als das Board die Richtlinie zu den Büchern erließ. Wobei es, kurze Info, nicht um solche geht, die die Schüler im Unterricht lesen, sondern um solche, die sie in der Schulbücherei ausleihen. Seit der Richtlinie können Eltern Bücher anfechten, in denen

„sexualisierter Inhalt“ vorkommt. Danach muss eine Kommission sie lesen, überprüfen, bewerten – und womöglich aus den Bibliotheken entfernen lassen, je nachdem.

Sexualisierter Inhalt. Katherine Semisch zuckt mit den Schultern. Wovon handeln denn die großen Bücher dieser Welt? Na? „Von der Liebe und vom Tod! Im Prinzip sind das doch die zentralen Themen!“ Soll sie wirklich aufzählen, in wie vielen Klassikern Sex eine Rolle spielt? Nimm „The Great Gatsby“, nimm „Macbeth“, sie breitet die Arme aus, der Gehsteig als Klassenzimmer: „Gerade dafür ist die Literatur doch da: um das Chaos zu entwirren, in das wir Menschen uns immer wieder stürzen.“

Der Schriftstellerverband PEN America hat im vergangenen Jahr mal vorgerechnet, wie viele Bücher an öffentlichen Schulen in den USA insgesamt verboten werden. Allein im Schuljahr 2022/23 waren es 1557 verschiedene Titel. Die mit Abstand meisten Fälle hatte Florida zu verzeichnen, aber auch Pennsylvania rangiert seit Jahren auf den vorderen Plätzen. „Die Autoren, deren Bücher am häufigsten angegriffen werden“, meldete der Verband, „sind Frauen, *people of color* und/oder LGBTQ-Personen.“ Ein Schulbezirk in Florida hat übrigens eine Graphic Novel über das Leben Anne Franks aus dem Programm genommen. Einer der Gründe: Die Aufbereitung verniedliche den Holocaust.

Der Kampf um die Bücher. In Doylestown ist er nicht zu übersehen. In manchen Vorgärten stecken Schilder, auf denen steht: „Ban guns, not books.“ Oder hier, der Buchladen in der State Street, an dem Katherine Semisch jetzt vorbeikommt. Über die Veranda ist ein großes Banner gespannt: „Read banned books.“

Aber es sind nicht nur die Bücher. Noch etwas glaubt Semisch in Gefahr: das Ansehen der öffentlichen Schulen. Die Republikaner reden seit Jahrzehnten von *school choice*, von der Idee, es Eltern zu erleichtern, ihre Kinder an private Schulen zu schicken. Bildung nach dem Prinzip Angebot und Nachfrage. Was aber, wenn arme und reiche Kinder nicht mehr gemeinsam in einem Klassenzimmer sitzen? „Wie sollen wir eine Nation bilden, wenn es keinen Ort mehr gibt, an dem wir alle zusammenkommen?“

Man kann es auch umdrehen: Wer eine Gesellschaft von Grund auf verändern will, fängt bei den Schulen an – oder bei den School Boards.

Es gibt zum Beispiel diesen Satz von Steve Bannon, Trumps früherem Chefstrategen. Biden war noch kein halbes Jahr im Amt, da sagte Bannon: „Der Weg zur Rettung der Nation ist sehr einfach – er wird über die School Boards führen.“ Was also macht sie so interessant?

Ein Videoanruf bei David Bloomfield, Professor und Bildungswissenschaftler am Brooklyn College in New York. School Boards, sagt er, seien politisch besonders leicht zu manipulieren, weil sich eigentlich kaum jemand für sie interessiert. „Die Wahlbeteiligung ist bei diesen lokalen Wahlen sehr niedrig. Also kann schon eine hochmotivierte Minderheit reichen, um die Mehrheit zu bekommen.“

### **Gott und die Welt**

Ein Nachmittag im Burpee Park, die Sonne scheint, Vonna DeArmond sitzt auf einer Bank im Schatten. Zwei ihrer Söhne turnen am Spielplatz herum, es sind die beiden jüngeren, zehn und zwölf Jahre alt. DeArmond gibt ihnen Hausunterricht. Sie kannte mal einen Pastor, lange her, der hatte sechs Kinder, die er alle zu Hause unterrichtete. „Die waren so höflich, so anders.“ Genauso wollte sie es mit ihren Kindern halten. Nur den Ältesten hat sie an eine öffentliche Highschool geschickt. „Ich hab gesagt: Weißt du was? Du lässt deine Laune an mir aus, du machst deine Aufgaben nicht, du gehst zur Schule.“ Es klingt ein bisschen wie eine Strafe.

Vonna DeArmond versteht nicht recht, warum sich alle wegen der Bücher aufregen. Ob die Autoren nun schwul, lesbisch oder hetero sind? „Ist doch egal. Der Punkt ist, dass sie sexuell explizit sind.“ Und Lehrerinnen, die den Schülern erklären, was Transsexualität ist? „Das ist Aufgabe der Eltern.“

Vielleicht mal ein Beispiel, eines der Bücher, die hier im Bezirk verboten sind: „Gender Queer“, ein Comic. Maia Kobabe zeichnet darin nach, wie es ist, als nicht binäre Person aufzuwachsen. Wie es sich anfühlt, nicht Mädchen, nicht Junge zu sein, und das in der Pubertät, die einen sowieso schon mit schwerem Gerät überrollt. 240 Seiten, und auf einer davon ist gezeichnet, wie Kobabe mit wenig Begeisterung einen Dildo ausprobiert. Vonna DeArmond sagt: „Ich erkenne da keinen literarischen Wert.“

Aber da ist noch etwas, das sie beschäftigt: wie die Gemeinde miteinander umgeht. Das Meeting vor ein paar Tagen, die Blätter, der Stuhl, das Chaos. „Ich dachte nur: Das ist zu viel für mich.“ Sie redet selbst oft während der Sitzungen, vor allem über Mobbing. Manchmal hat sie das



Gefühl, sie werde wegen ihres Glaubens schief angeschaut. Die Leute, sagt sie, stempeln sie als christliche Nationalistin ab, als „MAGA-Extremistin“. *Make America Great Again*, Trumps Wahlspruch.

Ob der Wahlsieger dieses Jahr Joe Biden oder Donald Trump heißt, entscheidet sich vor allem in den Swing States. In Staaten wie Pennsylvania. Die zwei großen Städte, Philadelphia und Pittsburgh, sind traditionell blaue, demokratische Flecke auf einer sonst fast durchgehend roten, republikanischen Karte. 2020 konnte Joe Biden Pennsylvania für sich entscheiden, mit 50,01 Prozent. 2016 gewann hier Donald Trump, 48,18 Prozent der Wähler stimmten für ihn. Vonna DeArmond war eine davon.

Unter Trump, sagt sie, war ihr Leben besser. Ihre Familie hatte ein Auskommen, sie konnte mit ihrem Mann sogar etwas Geld zur Seite legen, ihre Pläne reichten weiter als bis zum nächsten Gehaltsscheck. Und jetzt? „Unsere Ersparnisse sind weg. Wir können mit der Inflation nicht mehr mithalten.“ Sie schlägt sich mit mehreren Jobs durch, gibt Hausunterricht, gibt Fitnesskurse, schiebt Überstunden. „Als Trump Präsident war, konnte ich mein Auto noch für 35 Dollar volltanken. Jetzt zahle ich irgendwas um die 80.“ Und tatsächlich stiegen die Benzinpreise unter Biden, zeitweise auf mehr als das Doppelte. Nur fallen in seine Amtszeit auch ein großer Teil der Pandemie, der Krieg in der Ukraine und eine weltweite Energiekrise. Das sagt DeArmond aber nicht.

Sie zog 1993 nach Doylestown, damals war sie 18, und es gab eine Zeit, da fühlte sich Vonna DeArmond aufgehoben in der Stadt. Zugehörig, sagt sie. Aber diese Zeit sei vorbei, seit die Stimmung so hochkocht. Seit die Leute bei den School Board Meetings so ausfällig werden. Es gebe da einen Demokraten in der Stadt, sie nennt ihn einen Mobber, weil er ständig auf sie einhacke, sie drangsaliere und beschimpfe. „Er hat mich eine Frömmlerin genannt!“

Nicht sehr galant, schon klar. Aber sagt Trump nicht viel schlimmere Sachen? Doch, sagt DeArmond. „Aber um ehrlich zu sein, es reden doch wahrscheinlich alle Politiker solches Zeug.“

Müßig. Außerdem muss sie langsam los, ihre Söhne warten schon. Ein Satz vielleicht noch, einer, den man so oder so ähnlich immer wieder hört in der Gemeinde: „Vor Covid sind wir nie so miteinander umgegangen.“

**Over the rainbow**



Covid? Doch, doch, sagt Karen Smith. Mit Covid begann der Bruch. Sie weiß noch, wie sie alle in den Meetings hockten, die einen mit, die anderen ohne Maske. Wie man gar nicht erst zu fragen brauchte, wo die Leute standen, links, rechts, Demokraten, Republikaner, man sah es ihnen ja an. Und plötzlich gab es nur noch zwei Lager, Maske ja oder nein, Schulen auf oder zu, schwarz oder weiß. „Aber so ist die Welt nun mal nicht.“

Seitdem erleben sie hier, was es bedeutet, wenn die politische Tektonik eine Gemeinde zerreißt. Wenn der gemeinsame Boden birst und man immer weiter auseinandertreibt. Wenn sich alle nur noch beschießen, jeder von seiner Scholle aus.

Karen Smith, 53 Jahre alt, hatte darum gebeten, sich auf ihrer Farm zu treffen. Etwas außerhalb, nur nicht in Doylestown. Man wisse nie, wer gerade unterwegs ist, und die Republikaner im Board könnten sie sowieso schon nicht leiden. Vor ein paar Monaten schickte Smith eine Mail an den Vorsteher des Schulbezirks, es ging um die verbotenen Bücher. Man unterstütze nicht gerade die Menschenrechte, schrieb sie, wenn man die gleichen Maßnahmen befürworte wie die Nazis. Puh, sagt Smith. „Darüber waren sie super angepisst.“

Sie geht gleich hinein ins Haus, ganz nach hinten in ihr Arbeitszimmer, wo der Hund auf seiner Decke dst. Jahrzehntlang war Karen Smith Republikanerin. Sie mochte die Idee eines schlanken Staats, der die Bürger nicht mit Vorschriften bersttet. Die Idee, Dinge vor Ort zu regeln, *local government*. Was hier in Pennsylvania funktioniert, muss ja noch lange nicht in Texas oder Montana funktionieren. Jahrzehntlang Republikanerin. Bis sie ihre Partei nicht mehr ertrug.

Es war 2021. Sie hatte die ganze Zeit schon für Masken in den Schulen gestimmt, im Zweifel für die Vorsicht, nicht die populärste Meinung damals. Dann sollten sie im Board einen Workshop bewilligen. Eine Schulmitarbeiterin wollte sich im Umgang mit trans Jugendlichen fortbilden. Eigentlich eine Formalität, Stempel drauf, und los geht's. Aber die Republikaner stimmten dagegen. Karen Smith war so wütend, dass sie rber nach Warrington fuhr und ein T-Shirt mit einem großen Regenbogen kaufte. Kurze Zeit später trat sie zu den Demokraten über.

Mittlerweile hat sie eine ganze Schublade voll solcher Shirts, sie trägt jedes Mal eines zur Sitzung. Mit dem Workshop hrte es ja nicht auf. Es kam der Streit um die Bücher, der Streit um die Fahnen im Klassenzimmer. Es kam die Brgerrechtsklage der American Civil Liberties Union Pennsylvania, die befand, der Central Bucks School District erlasse „diskriminierende und strafende

Richtlinien“. Und es kamen Meetings, da flehten Schüler das Board an, seinen Kurs zu ändern. „Wir sind Menschen“, sagte ein trans Junge. „Ich hoffe, ihr seid es auch.“

Vor ihm saß Karen Smith, die wusste, dass sie nichts tun konnte. In der Minderheit, drei zu sechs. Große, wunderbare, manchmal gnadenlose Demokratie.

Man hätte übrigens auch gerne mit den Republikanern im School Board gesprochen. Aber einer schickte eine Absage, die anderen fünf ließen mehrere Anfragen unbeantwortet.

Noch mal ein paar Worte von David Bloomfield, dem Bildungswissenschaftler. Lange Zeit, sagt er, wurden School Boards von der weißen, konservativen Mittelschicht dominiert. Es ist relativ neu, dass Schwarze, Latinos und queere Menschen versuchen, sich stärker in den Lehrplan einzubringen. „Nur hat die größere Kultur natürlich eine andere Agenda: Sie will ihre Dominanz behaupten.“ Und damit öffnen sich schwungvoll die Tore in die tosende Arena des Kulturkampfes.

Karen Smith zeigt auf ein paar Bücher in ihrem Arbeitszimmer, sie stehen unterm Fenster. Alles Titel, die in ihrem Bezirk angefochten wurden. Nehmen wir „Gender Queer“, Seite 167, die Zeichnungen mit dem Dildo. Es gibt Eltern, die sich daran stören. Karen Smith sagt: „Das kann ich verstehen.“ Aber die Eltern hätten doch immer schon die Möglichkeit gehabt, unliebsame Titel für ihre Kinder sperren zu lassen. Ein Anruf beim Bibliothekar genügt. Solche Bücher aber verbieten, für alle 23 Schulen, für mehr als 17000 Schülerinnen und Schüler? Sie winkt ab.

Und das Board rührt schon die nächste Diskussion an: Dürfen trans Mädchen am Sportunterricht für Mädchen teilnehmen? Smith glaubt, die Republikaner wollen ihr damit eine Falle stellen. „Sie wollen, dass ich in den Meetings irgendwas sage, das sie im Wahlkampf gegen mich benutzen können.“

Ein paar Wochen noch, dann wird im Schulbezirk gewählt. Auch Karen Smith muss antreten, draußen auf der Veranda liegen ihre Flyer. Weiß der Himmel, wie es ausgeht.

**„DeSantis? Ich nenne ihn DeSatan.“**

Ach ja, das Buch, sagt Doreen Stratton. Und schon ist sie weg, rennt die Treppe hoch, man hört ihre kleinen Schritte da oben. Gleich danach kommt sie wieder runter, feingliedrig, eine Frau Anfang achtzig. Sie hält das Buch mit beiden Händen, so groß ist es. Ein dunkler Einband, reich verziert, die Seiten etwas vergilbt. Stratton knallt es auf den Wohnzimmertisch, bitte schön: „The

History of Slavery and the Slave Trade“, erschienen 1860. „Ich wollte es hochhalten und sagen: Verbiestet ihr das hier etwa als Nächstes?“

Aber dann flogen schon die Blätter.

Doylestown kommt ihr verändert vor, sagt Doreen Stratton. Sie muss es wissen, sie ist hier aufgewachsen, zur Schule gegangen, fast ihr ganzes Leben hat sie hier gewohnt. Und eigentlich ist sie nie zu School Board Meetings gegangen. Wozu, dachte sie früher, die machen ihren Job doch ganz gut. Aber jetzt? Sie schüttelt den Kopf. „They’re cuckoo.“ Die sind übergeschnappt.

Sie war schon besorgt, als die Gemeinde über die Masken stritt. Als die ersten Bücher verboten wurden, stellte sie draußen ein Schild auf: „Ban guns, not books“. Irgendwann lag es zerrissen im Garten, sie flickte es, seitdem hängt es drinnen im Fenster. „Und jetzt dieser Narr da unten in Florida. DeSantis? Ich nenne ihn DeSatan.“

Ron DeSantis ist seit fünf Jahren republikanischer Gouverneur von Florida, eine Weile war er auch Trumps Rivale im Ringen um die Präsidentschaftskandidatur. Im vergangenen Jahr ordnete DeSantis an, dass Kinder nicht nur lernen sollten, für welche Arbeiten Menschen versklavt wurden. Sondern auch, dass Sklaven sich in der Sklaverei nützliche Fähigkeiten angeeignet hätten, von denen sie später angeblich profitierten. Was, fürchtet Stratton, wenn sie hier auch auf solche Ideen kommen?

Jetzt redet sie in fast jedem Meeting. „Ich will denen nur eins zu verstehen geben: Legt euch nicht mit schwarzen Menschen an. Nicht mit mir.“

Halt still, sagte ihr Vater immer. Fall nicht auf, sagte er, alles andere macht nur Schwierigkeiten. Als sie geboren wurde, 1942, durften Schwarze im Bus noch nicht neben Weißen sitzen. Ihr Vater hatte damals schon ein Auto, er trat jedes Wochenende in Philadelphia auf. *Sid Stratton’s Four Horsemen Band*. Er spielte Klavier, Saxofon, spielte in Kneipen bis drei oder vier am Morgen, danach fuhr er zurück. Kurz vor Doylestown, direkt vor der Stadt, stand fast jedes Wochenende ein Polizist. Ein Weißer, immer derselbe, immer hielt er den Vater an, und immer stellte er die gleichen Fragen. Wo er war? Wohin er will? Ihr Vater antwortete. Jedes Mal.

Halt still. Es war Mitte der Sechziger, als Doreen Stratton mit ihrem Mann quer durchs Land fuhr. In Shamrock, Texas, machten sie halt. Ein großes Café, sie saßen eine Weile am Tisch, aber



die Kellnerin kam nicht hinter dem Tresen hervor. Da stand ihr Mann auf, Hände in den Hosentaschen, und rief: Hey, können wir hier mal bestellen? Dann kam sie endlich, ihr Tablett auf dem Arm, und sagte: Tut mir leid, aber wir bedienen keine Farbigen hier. Stratton beugt sich vor, sie redet jetzt ganz leise. „Mein Mann sagte, kein Problem, wir sind Kubaner.“ Kurze Pause. „Ach so, okay, was hätten Sie denn gerne?“ Und plötzlich wirft Stratton ihr Lachen in die Luft wie Konfetti. „Can you believe that?!“

Sie hält nicht mehr still. Denn sie weiß, was ihr Land hinter sich hat. Deshalb wollte sie vor der Gemeinde reden. Und deshalb fragt sie sich auch, woher Tim Daly mit seinen Blättern kam. „Anscheinend wohnt er ja nicht mal in unserem Bezirk.“

### **Kapitalismus im Bücherregal**

Ein Starbucks in Yardley, eine halbe Stunde östlich von Doylestown. Tim Daly klappt gleich seinen Laptop auf, er ist ein Mann der Zahlen, der Tabellen. Und er ist, was man in Amerika besonders liebt, ein *self-made man*. 49 Jahre alt, aufgewachsen in Johnstown, Upstate New York. Viel Lederindustrie, kleine Verhältnisse, kein Familienurlaub. Graduiertenschule in Texas, dann eine Marketing-Agentur aufgebaut, am Ende millionenschwer verkauft. Die Verheißungen seines Landes meinten es gut mit ihm.

Er ist keiner, der sich leicht einordnen lässt. Es geht ihm um Themen, sagt Tim Daly, nicht um Parteipolitik. Warum sonst hat er zwei Mal Obama gewählt und danach zwei Mal Trump? „Die Leute schauen mich an und fragen: Was zum Teufel ist los mit dir?“

Zahlen also. Er klickt sich durch eine Exceltabelle. Sie zeigt, wie oft Schüler im Central Bucks School District Bücher ausgeliehen haben, die später angefochten oder verboten wurden. Halt, Einspruch Tim Daly: „Nicht verboten. Sie wurden ersetzt durch ein Buch mit ähnlichem Inhalt, aber ohne Sexualisierung.“ Er klickt weiter. Auch „Gender Queer“ ist aufgelistet. In den vergangenen fünf Jahren wurde es vier Mal an den Highschools ausgeliehen. Als Daly Zahlen wie diese sah, dachte er: Wozu schlägt ihr euch die Köpfe ein? Diese Bücher leiht sowieso niemand aus. Und was sollte die innere Logik einer Schulbücherei sein, wenn nicht Angebot und Nachfrage?

Seinen Regalbrett-Kapitalismus in Ehren, aber vielleicht waren diese Geschichten ihren paar Lesern wichtig? „Dann können sie sie ja auf Amazon kaufen.“ Doylestown sei eine reiche Gegend, ihre Eltern würden sich doch ein paar Bücher leisten können.

Natürlich hat er mitbekommen, dass es Gerede gibt in der Stadt, warum er von außerhalb zu ihren Meetings kommt. Aber erstens: Ein paar Eltern dort hätten ihn darum gebeten. Und zweitens: Er zahlt Steuern in Pennsylvania. „Es ist mein gutes Recht, dort zu sprechen.“

David Bloomfield, der Bildungswissenschaftler, sagt: „Wir haben nicht mehr die alten Bürgerversammlungen von früher. Heute sind die Schulbezirke der Ort, wo die Menschen zusammenkommen.“ Jeder hat dort ein paar Minuten, um über das zu sprechen, was ihm wichtig ist. Eine Idee, die auf den guten Willen der Teilnehmer baut. Damit ist sie natürlich, der Mensch bleibt der Mensch, auch leicht zu sabotieren.

Tim Daly wirkt beim Kaffee viel ruhiger als im School Board Meeting. Er hat ein Gesicht, rund wie der Mond, und wenn er etwas lustig findet, kichert er wie ein Junge. Über die Schauerromane, die er als Neunjähriger verschlungen hat. Über die Pornoheftchen, die er damals schon in die Finger bekommen hat.

Stichwort Porno. Die besorgten Eltern, die er kennt: Verfolgen die eigentlich, was ihre Kinder am Handy so lesen und schauen? Er schüttelt den Kopf. „Tun sie nicht.“ Drei Worte. Und vielleicht ist damit schon recht viel gesagt. Über die Eltern und deren Angst vor Büchern. Über einen Kampf, bei dem es vielleicht gar nicht so sehr um Kultur geht – sondern um Wählerstimmen.

### **Sie haben die Wahl**

November 2023. Es ist ein Dienstag, als die Menschen in Doylestown wählen. Fünf Sitze im School Board stehen zur Abstimmung. Die Demokraten treffen sich am Abend auf einer Farm in Buckingham, und um 22.30 Uhr steht fest, was Karen Smith all die Monate nicht gewagt hatte, sich auszumalen: Die Demokraten gewinnen alle fünf Sitze. Sie erobern die Mehrheit. Sechs zu drei.

Smith kommt auf 3114 Stimmen, fast 500 Stimmen Vorsprung auf ihren Gegenkandidaten. Aber es dauert nicht lange, da zweifeln Republikaner aus dem Bezirk die Wahl an. Sie ziehen vor Gericht, es muss neu ausgezählt werden, ein bisschen wie nach Bidens Sieg über Trump. Das Große im Kleinen.

Ein paar Wochen später ist das Ergebnis dann amtlich: 3116 Stimmen für Smith. Sogar noch zwei mehr.

Dezember 2023. Das School Board wird vor der Gemeinde vereidigt. Es gibt ein Video davon, der Bezirk stellt alle Meetings online. Karen Smith hat nicht nur ihren Sitz gewonnen, sie wird auch die neue Präsidentin des Boards. Jubel, als der Richter ihren Namen aufruft. Sie tritt vor, ihren Mann und ihren Sohn im Schlepptag. Sie hebt ihre rechte Hand, fängt an, dem Richter nachzusprechen – und sie legt ihre linke Hand auf einen Stapel Bücher. Nicht auf die Bibel, sondern auf „All Boys Aren’t Blue“, auf „The Bluest Eye“, auf Geschichten, über die sie hier die ganze Zeit gestritten haben. Eine Freundin macht ein Foto. Es geht viral.

Noch am selben Abend setzen die Demokraten drei Richtlinien aus. Die zu den Büchern, zu den Fahnen und zum Sportunterricht. Sie wollen sie überarbeiten, revidieren, es kann Monate dauern. Aber wer stellt sich hier schon auf Ruhe ein, bei dem Jahr, das ihnen allen bevorsteht?

### **Biden oder Trump**

Frühjahr 2024. Vonna DeArmond hat gerade ihre Söhne beim Sport abgeliefert, hat das Auto geparkt, jetzt muss sie nur noch ihre Kamera anknipsen. Ein Videogespräch. *Hi there!*

Das Foto, mein Gott. DeArmond saß bei der Vereidigung im Publikum, sie sagt: „Wenn man schon auf verbotene Bücher schwören will, dann sollte die Bibel dabei sein. Es ist eins der meistverbotenen Bücher der Welt.“ Aber es ist nicht nur das Foto. Das neue Board hätte gleich in der ersten Sitzung über Dinge gesprochen, die nicht auf der Tagesordnung standen. Sie überlegt, dagegen vorzugehen, sie spricht von Rechtsbruch, von Anwälten, sie spricht davon, dass es den Demokraten nur um eines gehe: Rache.

Während in der Gemeinde noch die Nachbeben der School-Board-Wahl zu spüren sind, steuert das Land auf die Präsidentschaftswahl zu. Biden oder Trump? Vonna DeArmond fackelt nicht lange. Trump natürlich. Die Leute würden immer auf ihn schimpfen, aber warum sehen sie das Land nicht wie ein *business*, wie ein riesiges Unternehmen? Und als *businessman* habe er doch einen guten Job gemacht, oder nicht? Sie hatte ihre Ersparnisse, ihr Auskommen, sie hat vollgetankt für 35 Dollar. Mag sein, dass Trump ein Narzisst ist, ein Egomane, sie muss ihren Boss ja nicht lieben. Aber wenn der Laden läuft?

An der Stelle noch mal ein kurzer Blick auf die Zahlen. Die *Washington Post* hat mal verglichen, wie es der amerikanischen Wirtschaft unter Trump ging, wie unter Biden. Während seiner ersten drei Amtsjahre schuf Trump im Schnitt 176000 neue Arbeitsplätze pro Monat. Bei

Biden waren es anfangs 400000, zuletzt 216000. Und das Bruttoinlandsprodukt? Stieg um 14 Prozent unter Trump, um 22 Prozent unter Biden. Aber was sind schon Zahlen, wenn die Basis birst, auf der sie interpretiert werden?

Im Februar erst wurde Trump von einem New Yorker Gericht zu einer Geldstrafe von mehr als 350 Millionen Dollar verurteilt. Über Jahre soll er den Wert seiner Unternehmen falsch angegeben haben. Was macht das mit Vonna DeArmonds Vertrauen in den Geschäftsmann Trump? Gar nichts, sagt sie. Alles nur politische Verfolgung. „Schau dir lieber an, was Biden mit Amerika gemacht hat.“ Sie redet von der Grenze im Süden. Von der Mittelschicht, die in Wohlhabende und Nichtshabende zerfalle. „Statt dass er sich darum kümmert, kommen Illegale in unser Land, die sagen: Hier bin ich, mir wird alles bezahlt.“

Und da ist noch etwas. Der 6. Januar. Das Kapitol. Die Geschichten, die DeArmond hört, von den Leuten, die hinterher angeklagt wurden. Es gebe da einen Typen aus der Gegend, einen Unternehmer, der habe Demonstranten mit dem Bus nach Washington gebracht. „Niemand von denen hat irgendwas Falsches gemacht, und trotzdem wurde schlecht über ihn geredet.“ Sie schaut aus dem Fenster. Als verstünde sie die Welt nicht mehr.

Im Ernst: Fand sie es denn richtig, dass das Kapitol gestürmt wurde? „Ich glaube nicht, dass das Kapitol gestürmt wurde.“

### **Eine neue Zeit?**

Die Bilder von den Horden, die sich in den Abgeordnetenbüros breitmachten wie Protze. Von den enthemmten Fanatikern, die in die Herzkammer der amerikanischen Demokratie eindringen. Spätestens nach dem Sturm auf das Kapitol war sich Karen Smith sicher: Das war's. Das werden die Menschen Trump nicht verzeihen.

Und jetzt? Amerika im Jahr 2024? Sie schaut in die Kamera. „It's a mess.“ Das reinste Chaos. Da ist Joe Biden, der die Diskussion um sein Alter, 81 Jahre, nicht loswird. Dessen Wiederwahl immer dann besonders laut angezweifelt wird, wenn er bei Auftritten stolpert oder Angela Merkel mit Helmut Kohl verwechselt. Und da ist Donald Trump, 77 Jahre, der erste Ex-Präsident der USA, der in einem Strafprozess angeklagt ist. Der sich auf eine Bühne in Ohio stellt und sagt, es werde ein „Blutbad“ geben, wenn er nicht gewählt wird. Der schäumt und pestet und solche Sätze wie Gift in den Wahlkampf träufelt.



Amerika im Jahr 2024. Karen Smith sieht das Chaos in ihrem Land, aber was soll sie sagen? Sie hatte noch kaum Zeit, sich über all das Gedanken zu machen. Sie hat genug Chaos in ihrem Schulbezirk.

Mit dem Vorsteher, einer Art Geschäftsführer des Bezirks, ging es los. Ein paar Tage nachdem die Demokraten gewonnen hatten, trat er zurück. Das alte Board hatte ihm noch eine großzügige Abfindung bewilligt, um die 700000 Dollar, gegen die sie gerade vorgehen. Im Februar ging es weiter. Von den drei Republikanern, die noch im Board saßen, warfen zwei hin, ihre Sitze mussten nachbesetzt werden. Eine alte Ordnung zerbricht.

Und doch wirkt es, als käme Doylestown etwas zur Ruhe. Man hört es, wenn man mit Menschen aus der Gemeinde spricht. Man sieht es in den Videos von den School Board Meetings. Es sitzen weniger Leute im Publikum. Es wirft niemand Blätter. Es greift niemand nach Stühlen, um auf andere loszugehen. Sogar der Streit um die Bücher scheint sich etwas beruhigt zu haben. Vor dem Buchladen, an dem Katherine Semisch vorbeigekommen war, ist das Banner verschwunden. Ein Sturm riss es fort, die Besitzerin hängte es nicht mehr auf.

Natürlich weiß Karen Smith, dass schon die nächste Richtlinie, die nächste Lehrplanänderung den Kulturkampf neu entflammen könnte. Und noch etwas weiß sie: dass das, was bei ihnen los war, in jedem anderen Bezirk passieren kann. „Die Leute sollten sich im Klaren sein: Wo immer sie leben, sie sind im Zweifel nur eine Wahlperiode davon entfernt, dass all das auch in ihre Stadt kommt.“

Dazu ein letztes Mal David Bloomfield, der Bildungswissenschaftler. Schon klar, sagt er, der Central Bucks School District war zuletzt „eine Art Ground Zero in Sachen Kulturkampf“, wie viele Bezirke im Land. Doch so heftig dieser Kampf an Amerikas Schulen toben mag, eines sollte man nicht vergessen: „Wann immer sich Widerstand regt, dann doch nur, weil es davor einen Fortschritt gegeben hat.“ Was dann schon fast wieder nach einer guten Nachricht klingt. Oder?

Es ist nicht gerade ein Jahr, das gute Nachrichten verspricht. Und ein Fortschritt wäre es für Karen Smith schon, wenn sie in Doylestown nicht mehr alles politisieren. Wenn es wieder öfter um die Schüler und ihren Unterricht geht statt um die Eltern und deren Weltbild. Wenn sie in den Meetings nicht mehr nur als Demokraten und Republikaner sitzen, sondern als Mütter und Väter,



REPORTER:INNEN  
forum

als Lehrerinnen und Nachbarn. Wenn es niemanden mehr groß interessiert, dass sie sich einmal im Monat treffen, in einer kleinen Halle am Rand einer kleinen Stadt.